

---

Hans-Ulrich Wehler

---

Geschichte als Historische

---

Sozialwissenschaft

---

---

edition suhrkamp

---

SV

---

# edition suhrkamp

Redaktion: Günther Busch

Hans-Ulrich Wehler, geboren am 11. 9. 1931 in Freudenberg/Siegerland, studierte Geschichte und Soziologie in Köln, Bonn und Athens/Ohio. 1960 Promotion; 1962/63 Forschungsstipendiat des ›American Council of Learned Societies‹ in den USA; 1968-70 Privatdozent in Köln. 1971/72 Professor am Kennedy-Institut der FU Berlin, seit 1971 Professor für Allgemeine Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Universität Bielefeld. 1972 Gastprofessor an der Harvard University, Cambridge/Mass. Veröffentlichungen: *Bismarck und der Imperialismus* (1969, 1972<sup>3</sup>); *Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918* (1973); *Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918* (1970); *Sozialdemokratie und Nationalstaat 1840-1914* (1962, 1971<sup>2</sup>); *Der Aufstieg des amerikanischen Imperialismus 1865-1900* (1973). Herausgeber von Sammelwerken, u. a. der Historischen Reihe der *Neuen Wissenschaftlichen Bibliothek*; Mitherausgeber der *Kritischen Studien zur Geschichtswissenschaft*.

Der deutsche Historikertag 1972 hat die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der deutschen Historiker über die Rolle und Aufgabe von Geschichtsschreibung und Geschichtsinterpretation, die differenten Grundauffassungen ihres Gegenstandes und ihrer wissenschaftlichen Methode ins Licht gerückt. Auf der einen Seite stehen die Vertreter einer Historiographie, die Geschichte als das Produkt der »großen Einzelnen« bestimmen möchten; ihnen widerspricht mehr und mehr eine Gruppe vor allem jüngerer Historiker, die Geschichtsprozesse und geschichtliche Zusammenhänge nachdrücklich aus den sozialen, politischen und ökonomischen Bedingungen einer Epoche zu erklären versuchen. Die zweite Position artikuliert sich in den drei Teilen dieses Buchs: Hans-Ulrich Wehler definiert Geschichtswissenschaft als Historische Sozialwissenschaft.

Hans-Ulrich Wehler  
Geschichte als Historische  
Sozialwissenschaft

Suhrkamp Verlag

2. Auflage 2015

Erste Auflage 1973

edition suhrkamp 650

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1973

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-10650-1

# Inhalt

Vorbemerkung	7
Geschichte und Soziologie	9
Geschichte und Ökonomie	45
Geschichte und Psychoanalyse	85
Bibliographische Notiz	124



## Vorbemerkung

Die drei hier zusammengefaßten Studien gehen davon aus, daß die herkömmliche Bestimmung der Geschichte als Geisteswissenschaft in engster Anlehnung an die Philologie nicht mehr genügt. Sie versuchen, Probleme einer Geschichtswissenschaft, die sich als historisch-kritische Sozialwissenschaft neu bestimmt und begreift, zu erörtern. Dazu ist die Diskussion mit Nachbardisziplinen unerläßlich. Diese Diskussion soll hier im Hinblick auf das Verhältnis der Geschichte zur Soziologie, Ökonomie und Psychoanalyse in einem neuen Anlauf vorangebracht werden. Um die Fortsetzung, vor allem die kritische Ergänzung oder Gegenargumentation, zu erleichtern, ist die relevante Literatur ausführlich nachgewiesen worden.

*H.-U. W.*





## Geschichte und Soziologie

Der Ruf nach der interdisziplinären Kooperation von Soziologen und Historikern hat seit geraumer Zeit geradezu modischen Charakter gewonnen. Das trifft namentlich auf die Vereinigten Staaten zu, aber auch hierzulande herrscht kein Mangel an derartigen Appellen.<sup>1</sup> Nun ist es unbestreitbar richtig, daß sich mit solchen programmatischen Forderungen zwar vortrefflich streiten läßt, aber die entscheidende Probe bleibt doch die wissenschaftliche Problemanalyse, die berechtigten Ansprüchen beider Disziplinen in größerem Umfang als bisher gerecht wird. Die dazu notwendige Verknüpfung von theoretischen Ansätzen und methodischen Verfahren, von Denkweisen und Zielsetzungen aus beiden Wissenschaften – eine Verknüpfung, die bereits Umrisse einer historisch-kritischen Sozialwissenschaft deutlich erkennen läßt –, ist inzwischen im Gange, ja, es gibt einige vorzügliche Studien, die hier als Orientierungspunkte dienen können.<sup>2</sup> Ungeachtet der Tatsache, daß die Bewährung im Forschungsprozeß und in der Darstellung ein entscheidendes Kriterium darstellt, dürfte es sich dennoch lohnen, einige seit langem strittige Punkte im Verhältnis der beiden Wissenschaften zueinander noch einmal zu erörtern, um, wenn möglich, die Entwicklung einer historisch-kritischen Gesellschaftsanalyse zu unterstützen.

Dem kommt von seiten der Soziologie eine bestimmte Tendenz entgegen. Denn daß zu ihrem Fortschritt in den vergangenen Jahren auch »eine nicht zu übersehende Historisierung der Theorie« gehört habe, ist unlängst mehrfach festgestellt worden; ob es sich dabei um solch kompetente Beobachter wie René König in der Bundesrepublik Deutschland, Charles Tilly in den Vereinigten Staaten und Eric Hobsbawm in Großbritannien handeln mag – sie alle stimmen in diesem Punkt überein und sehen zugleich die vermutlich wichtigste Ursache

in den Bedürfnissen jener sozialwissenschaftlichen Untersuchungen, die die Probleme unentwickelter Länder verfolgen.<sup>3</sup> Denn ohne die historische Dimension sozialen Wandels, ohne die Berücksichtigung langfristiger sozialökonomischer, kultureller und politischer Transformationsprozesse lassen sich in diesem Bereich – das hat das zunächst oft naive Hantieren mit wenigen gegenwartsbezogenen Variablen ergeben – die entscheidenden Fragen gar nicht beantworten, ja vielleicht nicht einmal stellen. Von dieser Erfahrung sind seit 1950 unleugbare Rückwirkungen auf die Theoriediskussion der Soziologen ausgegangen, so sehr auch in ihrer Praxis der geschichtsfeindliche positivistische Betrieb mancherorts noch vorherrschen mag. Zu Recht wird aber dieser empirischen Praxis, die nicht nur im Hinblick auf die Entwicklungsländer, sondern auch auf zentrale gesellschaftliche Probleme der entwickelten Industrieländer in eine Sackgasse führt, die Forderung entgegen gestellt, durch eine »Rehistorisierung der Gesellschaftsanalyse« die hemmenden Schranken zu durchbrechen.<sup>4</sup> Auch und gerade dort, wo die Auffassung, daß die Historisierung bereits in vollem Gange sei, nicht geteilt wird, also bei den Vertretern einer »dialektischen« Soziologie, wird die Öffnung zur Geschichte hin entschieden verlangt. Das folgt aus der konsequenten Anknüpfung an Marx' These, es gebe nur »eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte«.<sup>5</sup> Allgemeine Aufrufe zur Kooperationsbereitschaft von Soziologen und Historikern besitzen, wie gesagt, keinen Seltenheitswert mehr. »Soziologie ist Geschichte ohne harte Arbeit, Geschichte ist Soziologie ohne Verstand«, erklärte beispielsweise D. G. McRae den Teilnehmern des Dritten Weltkongresses für Soziologie, und Ernst Topitsch meinte wenig später, Kant paraphrasierend, daß »Geschichte ohne Soziologie [...] blind, Soziologie ohne Geschichte« dagegen »leer« bleibe.<sup>6</sup> Andererseits haben Historiker den Soziologen nicht nur wiederholt die historische Längsschnittanalyse empfohlen, sondern auch unmittelbar für die »Soziologisierung« der

Geschichtswissenschaft plädiert.<sup>7</sup> Namentlich die moderne Sozialgeschichte hat sich gegenüber der Soziologie keineswegs abgekapselt; sogar ein so dezidierter Vertreter des zeitgenössischen Neohistorismus wie Otto Brunner hat eingeräumt, daß es kaum mehr möglich sei, »einen Unterschied zwischen historischer Soziologie und Sozialgeschichte« zu machen.<sup>8</sup> So weit, so gut.

Offensichtlich ist es jedoch ein langer, beschwerlicher Weg vom sympathieauslösenden Appell bis zur theoretisch und empirisch besser fundierten Problemanalyse. Der Eindruck, daß die Kapazität der Soziologie zur Bewältigung wirklicher Probleme in einem entscheidenden Maß zunehmen wird, wenn sie sich auf die Geschichte einläßt, wird von Sozialhistorikern weithin geteilt. Die Soziologie muß auch wieder historisch denken und arbeiten können, wie es einige ihrer besten Vertreter geradeheraus fordern und auch früher verlangt haben; denn nur von der Geschichte kann sie Erklärungsmodelle für langfristige Trends erhalten, ohne die viele Gegenwartsstudien vordergründig, wenn nicht gar irreführend bleiben. Die Geschichtswissenschaft andererseits spürt dort, wo wirklich Leben in ihr herrscht, ihre Theoriebedürftigkeit durchaus und ist, aufs Ganze gesehen, vielleicht noch eher bereit, von der Soziologie zu lernen, als das umgekehrt zutrifft. Sie besitzt sogar dank ihrer langjährigen Beschäftigung mit sozialem Wandel in der Zeit einen schwer zu überschätzenden Vorsprung gegenüber denjenigen Soziologen, die auf historische Fragen zu antworten verlernt haben. Eine Konvergenz von Geschichtswissenschaft und Soziologie scheint daher nur im Bereich einer historisch-kritischen Sozialwissenschaft möglich zu sein, die ein geschärftes Theoriebewußtsein mit geschultem Verständnis von Entwicklungsprozessen, die in Zeitabläufe von unterschiedlicher Dauer eingebettet sind, zu verbinden weiß.

Die Trennung der beiden Wissenschaften ist nur historisch zu verstehen, denn praktisch hat es Geschichte unablässig mit

Gesellschaft, hat es Soziologie mit Geschichte zu tun. In der Krisenzeit nach dem Ende des 18. Jahrhunderts, als sich die »doppelte Revolution« (Hobsbawm): die politische Frankreichs und die industrielle Großbritanniens, auf das Ordnungsgefüge Alteuropas auswirkte, entstand die Soziologie vorwiegend als kritische Oppositionswissenschaft, die durch Analysen des gesellschaftlichen Lebens, durch das Aufdecken seiner verborgenen Mechanismen zur Lenkung sozialer Prozesse beitragen und zu einer von aufklärerischer Rationalität entworfenen Zukunft hinüberleiten wollte. Neben dieser Hauptrichtung trat die konservative Nebenrichtung (sei es in Frankreich im Anschluß an de Bonald, de Maistre u. a. oder später in Deutschland an Riehl) wirkungsgeschichtlich weit zurück.<sup>9</sup> Die Geschichtswissenschaft jedoch, in den deutschen Staaten theoretisch völlig auf dem antirevolutionären, aufklärungsfeindlichen Historismus beruhend, gewann in einer Gesellschaft, die wegen der andauernden Erschütterung ihrer überkommenen institutionellen Grundlagen unsicher die Suche nach ihrer Identität angetreten hatte, vorzugsweise affirmative Funktionen. Sie legitimierte die historisch »gewachsenen« Ordnungen; dem Bündnis von Thron und Altar schloß sich oft auch das Katheder an, dem die wenigen Außenseiter (z. B. Gervinus) ferngehalten wurden. Nur kurze Zeit stand das liberale Nationalstaatsideal im Gegensatz zur autoritären sozialkonservativen Tradition, nur wenige hielten länger als einige Jahre an ihm fest.<sup>10</sup> Frühzeitig bildete sich hier auch jeweils ein bestimmter Grundzug heraus: die Geschichtsschreibung wurde weithin auf Nationalstaat und Nationalismus fixiert, während die Soziologie von vornherein an Gesellschaft als internationalem Phänomen interessiert war.

Dieser prinzipielle Gegensatz ihrer Entstehungszeit haftet bei uns bis heute dem Verhältnis beider Wissenschaften an. Auch im 20. Jahrhundert blieb der Unterschied lange noch scharf markiert – ja er wurde durch den Methodenstreit der

Neokantianer, die ihren Späthistorismus gegen die Naturwissenschaften und den westeuropäischen Positivismus verteidigten, noch zugespitzt. In Deutschland bildet später die Machtübernahme der Nationalsozialisten einen Prüfstein, der besser als viele wissenschaftsgeschichtlichen Studien zeigt, wie sich die Geister schieden: Nahezu alle Soziologen von Rang und Namen emigrierten, nahezu alle Historiker von Rang und Namen paßten sich bereitwillig an, da sie mit einem Großteil der NS-Ideologie ohnehin keine Differenzen hatten, auf weiten Strecken herrschte vielmehr Kongruenz.<sup>11</sup> Diese historische Herkunft der Fächertrennung zu skizzieren, bedeutet jedoch keineswegs, eine Unterscheidung nach wissenschaftlichen Kriterien allgemein anzuerkennen. Der Gegenstand beider Wissenschaften ist, so unterschiedlich sie auch ihre Akzente setzen mögen, derselbe: die Gesellschaft, meist die neuzeitliche, vom Nationalstaat mitgeprägte Gesellschaft mit ihren zahllosen Problemfeldern. Vom Gegenstand her ist daher eine überzeugende Abgrenzung nicht möglich. Ebenso wenig gelingt das von den Methoden her, obwohl sich die gelenke Kurzformel, die Geschichte widme sich dem Individuellen, die Soziologie jedoch dem Allgemeinen, bis heute einer irritierenden Beliebtheit erfreut. Selbst ein unabhängiger Gelehrter wie Otto Hintze hat diese Auffassung noch geteilt, und wenn er auch als einer der wenigen älteren Historiker gelten darf, die Max Weber zu rezipieren versucht haben, so hatte doch Weber selber diesen Gegensatz schon frühzeitig überwunden.<sup>12</sup> Es dürfte in der Alltagspraxis noch immer zutreffen, daß Soziologen vorschnell an allgemeinen Ergebnissen, Historiker engherzig an detaillierter Individualisierung interessiert sind. Aber faßt man – wie es geboten ist – den Begriff des historischen Individuums nur weit genug, dann hat es die Soziologie gewöhnlich, wenn auch oft uneingestanden, ebenso mit ihm zu tun wie die Geschichte, die sich praktisch auch selten an diese polemisch stilisierte Unterscheidung gehalten hat. Sie darf diese auch sozusagen – seit ihr in

Webers »Objektivitäts«-Aufsatz die Leviten gelesen wurden, von Marx' Theoriebegriff ganz zu schweigen<sup>13</sup> – gar nicht mehr in Anspruch nehmen und möchte zudem heute auf diesen unrealistischen Dualismus gewiß nicht mehr festgelegt werden. Daß die Soziologie genausowenig auf die »Gegenwart« wie die Geschichte auf die »Vergangenheit« eingeschränkt werden kann, wird noch näher zu erörtern sein. Daß es aber bestimmte Methoden der Soziologie gibt, die nur bei geringem zeitlichen Abstand verwendbar sind, und andererseits bestimmte historische Techniken, die große zeitliche Distanzen zu überwinden gestatten, ist unleugbar wahr, konstituiert aber noch nicht zwei Wissenschaften – »equal but separate«.

Im Hinblick auf die Ziele ist freilich lange Zeit die Divergenz beträchtlich gewesen. Alle Soziologie, einschließlich ihrer konservativen Schulen, hat darauf beharrt, zumindest Bausteine für allgemeine Theorien des gesellschaftlichen Lebens zu liefern, vielleicht sogar bald *die* allgemeine Sozialtheorie zur Verfügung zu haben oder gar schon zu besitzen – ein Totalanspruch, den sich die modernen Systemtheorien wieder zu eigen gemacht haben. Umgekehrt hat die Geschichtsschreibung als konservativer Gegenschlag gegen das Postulat der Aufklärung, die Wirklichkeit nach Maßgabe ihrer Vernunft umzugestalten, sich auf ein geradezu dogmatisiertes Individualitätsprinzip zurückgezogen, wobei dieses zu oft auch noch auf einzelne Persönlichkeiten eingengt wurde. Von daher hat sie gegenüber jeder expliziten historischen Theoriebildung eine überängstliche Abstinenz geübt, ja den Vorwurf des »goût de l'infiniment petit« (Marc Bloch) als Auszeichnung verstanden.<sup>14</sup> Dieser Vorwurf ist freilich gegenüber nicht wenigen Studien, namentlich amerikanischer Soziologen, auch angebracht, und fraglos gibt es überhaupt in der Soziologie noch soviel kurzschlüssige und realitätsferne Verallgemeinerung wie in der Geschichte unergiebig, aber »pedantische Jagd nach dem Unbedeutenden« – solange es nur als

»Individuum ineffabile« gilt.<sup>15</sup> Hier folgen beide dem Gesetz, unter dem sie angetreten. Aber die Notwendigkeit, ihre erkenntnisleitenden Interessen (diese eigentümliche Mischung aus Theorieverständnis und Praxisbezug) klar zu formulieren, kann durchaus dazu führen, gemeinsame Positionen beider Wissenschaften einzugrenzen, obwohl hier die Geschichte weiter als die Soziologie über ihren historischen Schatten springen müßte. Aus einem gemeinsamen Interesse an »emanzipatorischen Entwicklungsprozessen«, an der Durchleuchtung der Widerstände gegen sie und an der Vermehrung ihrer Durchsetzungschancen lassen sich identische Ziele von Soziologie und Geschichte bestimmen, zumal da es hier unabweisbar empirisch erhärteter historischer Theorien bedarf.<sup>16</sup> Auch von den Zielen her läßt sich mithin schwerlich die Eigenständigkeit beider Disziplinen überzeugend ableiten; jedenfalls braucht im Hinblick auf die Ziele keine gravierende Divergenz mehr zu bestehen, wenn – um es noch einmal zu betonen – die Geschichte hierzulande endlich den Bannkreis der politischen Implikationen des Historismus verläßt und aussichtsreiche andere Elemente aus der Wissenschaftsgeschichte, auch aus ihrer eigenen, aufnimmt.<sup>17</sup>

Von der muffigen politischen Abneigung mancher Historiker gegen die Soziologie als Oppositionswissenschaft kann hier abgesehen werden. Diesem Einwand hat schon die Bereitschaft vieler Soziologen, Herrschaftswissen zur Verfügung zu stellen und Herrschaftstechniken zu verfeinern, den Boden entzogen, wie sich überhaupt, global gesprochen, ein Gutteil der westlichen Soziologie ganz so in den Dienst der herrschenden Gewalten im Industriekapitalismus hat stellen lassen wie die Geschichtsschreibung in den Dienst von Nationalismus und Nationalstaat. Abgesehen davon aber gibt es noch immer einen prinzipiellen Unterschied.

Trotz aller ermutigenden Ansätze zur Rehistorisierung der Soziologie fehlt es ihr insgesamt noch häufig an einem reflektierten Verhältnis zur historischen Zeit. Die Anerkennung der



historischen Zeiten aber, ihrer Unwiderruflichkeit, ihrer verschiedenen Tempi und Strukturen, sowie ihre Entschlüsselung bilden einen Kernbereich jeder ernsthaften Geschichtswissenschaft. Über diese fundamentale Differenz hinwegzusehen, wäre ein ganz und gar unergiebiges und unredliches Harmonisierungsmanöver. Gerade diejenigen Soziologen, die historisch interessiert sind – einige Vertreter der »dialektischen« Soziologie sind hier die Ausnahme –, übersehen manchmal die Schärfe dieses Gegensatzes, der die Decke wohlmeinender Konfliktminderung immer wieder durchstößt.<sup>18</sup> Die Soziologie ist überwiegend auf Gegenwartsanalyse konzentriert gewesen, wie ausgiebig auch einige ihrer Gründungsväter (Marx und Weber, Durkheim und Pareto u. a.) auf die Geschichte eingegangen sind. Es gilt unter Soziologen meist noch als ausgemacht, daß es so etwas wie »Gegenwart« gibt. Aber wo beginnt sie? 1789, 1917, 1945, 1969, gestern? Und wo endet sie? Für den Historiker gibt es in gewisser Hinsicht nur Vergangenheit und Zukunft; die »Gegenwart« hat für ihn allenfalls die Breite eines Rasiermessers, dessen Klinge unaufhörlich Teilstücke der Zukunft abschneidet und der Vergangenheit zuweist. Anstelle einer undefinierten »Gegenwart« erkennt die Geschichtswissenschaft, streng genommen, nur Vergangenheiten an, die unterschiedlich weit von ihr entfernt sind<sup>19</sup>, daher unterschiedlicher Methoden zu ihrer Erschließung bedürfen und unterschiedlich stark ihre Leitperspektiven bestimmen. Daneben kennt sie nur »Zukunften«, an denen sie sich mindestens ebenso sehr wie an den Erfahrungen einer Vergangenheit orientiert. Wer nach der Mitte des 19. Jahrhunderts das allgemeine Wahlrecht für Männer und Frauen für wünschenswert hielt, schrieb über britische Innenpolitik anders als der gewöhnliche Konservative; wer heute Herrschaft im Betrieb auflösen will, schreibt Industriegeschichte anders als der treue Hagiograph von Unternehmern. Auch die erkenntnisleitenden Interessen des Historikers implizieren immer Vorstellungen von einer wünschbaren,

anderen, besseren Zukunft. Schon der oft mißverständene Dilthey hielt daran fest: »Was wir unserer Zukunft als Zweck setzen, bedingt die Bestimmung der Bedeutung der Vergangenheit.«<sup>20</sup> Gegenüber einem inflationären, verschwommenen Begriff von »Gegenwart« werden Historiker immer skeptisch bleiben. Wenn es also in der erkenntnistheoretisch-methodologischen Diskussion als selbstverständlich gelten darf, daß auch der Historiker den Ideen und Impulsen, den Maßstäben und Mächten seiner »Gegenwart« verpflichtet und endlich seine bewußte Rechenschaftslegung über diese Verpflichtung zu erwarten ist, so bedeutet hier »Gegenwart« im Grunde eine eigenartige Mischung von Kräften und Erfahrungen der Vergangenheit einerseits und Erwartungen andererseits, die auf der Verlängerung bestimmter historischer Trends in die Zukunft beruhen. Ohne diesen Januskopf ist Geschichtswissenschaft nicht denkbar. Selbstredend kann man trotzdem bestimmte Zeitphasen als Gegenwart definieren, und für das praktische Handeln ist diese Bestimmung auch unerlässlich. Meist agiert der Einzelne dabei innerhalb mehrerer »Gegenwarten«, gleiches gilt für Gruppen. Beim Kauf von Teakmöbeln orientiert sich ein Ehepaar an Geschmacksprägungen in der Vergangenheit und Wohnwünschen in der Zukunft, um in einer Gegenwart die Entscheidung zu treffen. Für eine nationale Großgruppe wie die Deutschen kann die Gegenwart 1945, 1948 oder 1972 beginnen und Jahrzehnte umfassen, die bestimmend in politische Praxis hineinwirken. Immer aber überschneiden sich »Gegenwarten« mit gleichsam unterschiedlicher Bandbreite, und genau besehen lassen sie sich oft in die wechselnden Anteile von Vergangenheit und Zukunft auflösen.

Wenn man sich über die Fragwürdigkeit einer unspezifischen »Gegenwart« einigen kann, dann ergeben sich einige Konsequenzen. Es kann dann keine zeitlos gültigen Kategorien der Sozialanalyse mehr geben, obwohl eben diese Zeitlosigkeit nicht nur von verschiedenen Spielarten der Systemtheorie in

Anspruch genommen wird. Denn in die »Grundannahmen« jeder Theorie sozialer Prozesse geht »unvermeidbar ein Vorverständnis geschichtlicher Situationen« ein.<sup>21</sup> Was dies für die Schlüsselbegriffe der Analysen bedeutet, können Sprachphilosophie, Soziolinguistik und Wissenssoziologie deutlich machen. Jedenfalls gibt es dem zufolge nur historische Theorien mit begrenzter Reichweite und Erklärungskraft. Das aber ist alles andere als ein Nachteil. Denn genau in dem Maße, in dem sozialwissenschaftliche Theorien ihre meist platte »Allgemeingültigkeit« verlieren, gewinnen sie an Trennschärfe und Aussagegehalt.

Nicht zu umgehen ist es dann, mit einem groben Raster von Zeitabläufen unterschiedlicher Dauer zu arbeiten. Hier<sup>22</sup> wird man zunächst und beispielsweise an vier historische Zeiten, an ihren Sinn von Worten und Zahlen, ihre Erfahrungshorizonte, ihre Entscheidungszwänge usw. denken: (a) an die kurze Zeit (»temps court«) der Ereignisgeschichte, den manchmal hektischen Wirbel schnell aufeinander folgender Aktionen und Gegenzüge, innerhalb von Minuten, Stunden, Tagen, Wochen; (b) an die naturale Zeit einer Generation von ca. 25 bis 30 Jahren, die in der gespeicherten Lebenserfahrung des Einzelnen und seiner Altersgruppe verfügbar und dem Gedächtnis mehr oder minder präsent bleibt; (c) an die Zeit, die etwa die langen Wellen der Konjunktur oder die langen Schwingungen des Bevölkerungswachstums umfassen können, bis hin zum Säkulartrend wirtschaftlicher und sozialer Entwicklungsprozesse: stumme Zeiten mithin, die über die Köpfe der Einzelnen hinwegreichen, sich schon im Übergang zur »longue durée« befinden können; (d) und an die »eigentlichen« Zeiten von langer Dauer, die z. B. die alteuropäischen Agrargesellschaften bis ins 18. Jahrhundert kennzeichnen, das kontinuierliche Gleichmaß, die gleichbleibende Struktur über lange Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hinweg – bis hin zu den »quasi immobilien« geographischen Zeiten Braudels. Alle diese Zeiten umschließen, von heute aus gesehen, unterschied-

liche Vergangenheiten: den Zeitraum des ersten »Kondratieff« oder den des Jahrgangs 1921.

Unstreitig hat die Mehrheit der Soziologen, die längerfristigen Zeiten unterschätzend, in ihrem Gegenwartsbegriff vornehmlich die beiden ersten Zeiten verknüpft. Auch die politisch-diplomatische Ereignisgeschichte hat sie bis zur Ausschließlichkeit bevorzugt. Die moderne deutsche, englische und z. T. auch amerikanische Sozialgeschichte kombiniert die zweite und dritte Zeit, ohne die erste auszuschließen, während sie der vierten mit Mißtrauen gegenübersteht, da diese die Gefahr birgt, als Sachzwang ontologisiert, als Determinante der Geschichte verabsolutiert und somit historischem Wandel gerade wieder entzogen zu werden.<sup>23</sup> Weder die historische Soziologie noch die Sozialgeschichte können jedenfalls vorwärtsgelangen, wenn sie nicht, je nach ihrer Problemstellung, unterschiedliche Zeitstrukturen berücksichtigen, gewichten, kombinieren. Gerade die Sozialgeschichte hat es ja, anders als die Politikgeschichte, selten mit klaren Datierungen für Anfang und Ende zu tun, sondern muß mühsam versuchen, meist langsam anlaufende, dann sich vielleicht beschleunigende Prozesse zu erfassen.

Die Anerkennung und genauere Bestimmung verschiedener historischer Zeiten innerhalb ein und derselben chronologischen Periode bietet freilich zunächst nur die Möglichkeit, ein formales Orientierungsschema über eine Vergangenheit zu legen<sup>24</sup>, denn die Zeiten dürfen genausowenig mystifiziert werden wie Volk, Nation, Staat. Nichts wäre törichter, als an deren Stelle den neuen Zeitgötzen zu setzen; nein, die Einübung in die Bedeutung der Zeitstrukturen soll lediglich von vornherein die Aufmerksamkeit des Historikers oder Soziologen auf einen Tatbestand lenken, der in der Geschichte gewissermaßen das Übliche darstellt: auf die Überschneidung mehrerer Prozesse mit unterschiedlicher Geschwindigkeit, auf die »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« (Ernst Bloch).<sup>25</sup> Zur Erfassung dieser Prozesse benötigt